

Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 8 (1839)
Heft: 42

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Luzern, Samstag

No. 42.



den 19. Weinmonat

1839.

Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem

katholischen Vereine.

Möchte man doch mit der Gnade Gottes treulich mitwirken, anstatt sich in spitzfindige Streitigkeiten darüber einlassen. Das Mitwirken mit der Gnade heiligt uns, das Disputiren entzweit nur und stört den Frieden der Kirche.

Franz v. Sales.

Auch ein Wort über Kapitelsbeschlüsse.

In No. 40 dieses Blattes geschah Erwähnung eines Kapitelsbeschlusses, wornach der Hochw. Bischof von Basel gebeten werden soll, nach dem schönen Beispiel des Bischofs von Rottenburg bald möglichst eine allgemeine, den reinen katholischen Glauben, das Band der Einigkeit und ächten Frömmigkeit befördernde Gottesdienstordnung und Agende entwerfen und einführen zu wollen. Gegen die Zweckmäßigkeit dieses Beschlusses ward dort bemerkt, daß weder die Rottenburger Gottesdienstordnung empfehlenswerth, noch auch Etwas wünschenswerth sei, was unter dem Namen „Agende“ bei den Protestanten selbst in üblem Rufe stehe.

Abgesehen von diesem unparteiischen Urtheile, scheint hier noch ein anderer Umstand erheblich, welcher der Mehrzahl jener Bittsteller nicht hätte entgehen sollen. Denn was will eigentlich ihre Bitte in Bezug auf ihren Heimathskanton Aargau, welchen, mit seinen kirchlichen Verhältnissen, wir hier allein in's Auge fassen? Offenbar nichts Anderes, als daß der Bischof seine entworfenene Gottesdienstordnung einführe — gerade bis an den Gränzschlagbaum für geistliche Contrebande, an das bestehende Placetgesetz, nächst welchem der Staat, das heißt hier: der dem Staate dienstbare Kirchenrath — Oberconcilium haltet, um den bischöflichen Entwurf zu prüfen und zu censuriren. Ward, fragen wir noch ein-

mal, dieser Umstand von den Kapitularen übersehen, da doch wenigstens ein Mitglied ihres Vereins sie schon durch seinen Amtstitel daran erinnern konnte? Oder sie übersahen ihn nicht, und fanden es rein katholisch und priesterlich zart-sinnig genug, die besagte Bitte zu beschließen, welche gar leicht, das läßt sich nicht verkennen, den Bischof in das Gebiet der von ihm selbst, wie vom apostolischen Primate, verworfenen Badener-Konferenzartikel hinüberführen, und dann überhaupt, um plump zu sprechen, den Stamm auf seine Zweige pflanzen möchte, auf daß er Früchte trage! —

Gesetzt aber auch, der Oberhirt vergäße der unlängst erlittenen Kränkung, die für unsern Gegenstand von böser Vorbedeutung ist, indem er nämlich eine, wie es heißt, von der Aargauer Regierung selbst gewünschte, schon gedruckte und vertheilte harmlose Verordnung über die „Bittgänge“ — auch in die Gottesdienstordnung gehörig — wieder zurücknehmen mußte, und verstände sich dazu, für jene Staatscensur zu arbeiten, so träte jetzt erst die Hauptfrage ein: werden Bischof und Kirchenrath in ihren Ansichten über das, was „den reinen katholischen Glauben u. s. w. befördere,“ zusammentreffen? Ersterer hat unterm 12. Nov. 1835 an die Aargauische Regierung selbst offen erklärt: „Im Kanton Aargau ist ein katholischer Kirchenrath aufgestellt, welcher vor der ganzen katholischen Welt sich als ganz unkatholisch dargestellt hat. Indem er die lutherische Dogmatik des Hrn. Eschenmaier zur Basis seiner amtlichen Erklärungen

nimmt, setzt er sich ungescheut über die katholische Glaubenslehre hinweg und verwirft den Hauptgrundsatz unserer Kirche u. s. f.“ (Schw. K. Z. 1836, No. 1). Obgleich seit jener Zeit ein Personenwechsel in jener Behörde Statt fand, so läßt sich hieraus allein noch nicht mit Gewißheit auf eine Aenderung des angenommenen Meinungensystems schließen. Die Wurzel, aus welcher damals Eschenmaier zuerst als christkatholischer, dann sogar als christapostolischer Religionslehrer empor schoß, grünt noch. Und man weiß auch, daß die geistlichen Mitglieder des heutigen Kirchenrathes bei der bekannten Eidesgeschichte weder vor dem apostolischen Stuhle, wie der Bischof selbst, noch auch vor dem Bischöfe, dem man doch „anerkannte Liebe und Treue zum Vaterland“ zugesagt, und ihm also wohl hätte gehorchen dürfen, ihr Haupt gebeugt, sondern einen unbedingten Staats Eid geschworen haben. Darüber sind sie zwar nur dem Herrn und seiner Kirche verantwortlich geworden; aber doch ist es andern gewissenhaften Katholiken nicht zu verargen, wenn sie solchen Männern nicht diejenigen Eigenschaften zutrauen, welche durchaus nothwendig sind, um gleichsam in letzter Instanz über eine Gottesdienstordnung abzusprechen, die den „reinen katholischen Glauben, das Band der Einigkeit (mit Christus und seiner Kirche!) und die ächte Frömmigkeit befördern soll.“

Ob dann mit jener Bitte an den Bischof um Ordnung des Gottesdienstes auch die Ordnung der Gottesdiener, das heißt hier: der unordentlichen Priester gewünscht worden, ist zur Zeit noch unbekannt. Doch ist gerade dieses das wesentlichste Erforderniß zu einer würdigen und segensreichen Gottesdienstordnung. Was hülfte es, nach übel belobter Sitte, an den Schüsseln, den Gefäßen des Göttlichen, fegen und glätten, wenn der Träger derselben voll Unrath wäre, oder wohl gar die nicht „unglaublichen,“ weil oft Jedermann sichtbaren, Wund- und Brandmale verderbter Grundsätze und Sitten im Geiste, bisweilen wohl gar im Fleische trüge? „Reiniget euch, die ihr die Gefäße des Herrn traget!“ ruft Isaias.

Ob ferner bei jener Kapitelsversammlung im Frickthal die weitwirkende Straußgeschichte von Zürich Eindruck gemacht, und man geglaubt habe, den katholischen Antistites näher an sich ziehen, sich näher an ihn anschließen zu müssen, ist aus der Ferne wohl nicht zu erkennen. Es sei so, oder nicht, daran liegt wenig. Aber viel, sehr viel scheint daran zu liegen, daß alle katholischen Geistlichen, von den vielen würdigen Männern im Frickthal angefangen, Land ein Land aus der ernstlichen Mahnung der Zeit, als dem Ultimatum eines wahren Friedens hórchen, welche ihnen allen laut und dringlich zuruft: Gebet doch in euerm lobenswerthen Eifer für die gute Sache hellen und geraden Weges vorerst auf das Nothwendige aus, dann werdet ihr

leichtlich auch das Frommende erreichen. Freiheit der Kirche, aufgefaßt nach ihrer göttlichen Idee, nach ihrer Würde und ihren Verdiensten um die 18 Jahrhundert alte Menschheit, nach den schreienden Bedürfnissen der Gegenwart, welche in allen höhern Interessen von der Hand ihrer immer nach extremen Theorien experimentirenden Heilkünstler wundgebeißt, wundgebrannt, wundgeschlagen daliegt, das ist es, was für euer und Aller Vaterland Noth thut. Blicket umher, wie in nahen und fernen, kleinen und großen, katholischen und protestantischen Staaten, in absoluten und selbst despotischen Monarchien gerungen wird, — möge es immer und überall in sittlicher Ordnung geschehen! — daß fortan nicht mehr die Wahrheit der Politik, der Glaube der Sophistik, der Geist der Materie, die Ewigkeit der Zeit in Sklavenbände geschlagen zu Haft und Hut überantwortet werde! Und in euren Freistaaten, zumal in den zu den vier Ordensgelübden: höherer Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Sturmmuth regenerirt sein sollenden, soll die erhabene Kirche Gottes, welche jene Gelübde trägt und heiligt, der schmutzigen Presse, einer Allerweltdirne, den Rechtsvorrang einräumen müssen! Und eure vom Lichte der Aufklärung und Humanität um-, über- und durchstrahlte Zeit soll noch verdunkelt werden von der glückseligen Zeit des Nero, in welcher es, bewährtem Zeugniß zufolge, Paulus, dem exaltirtesten der Apostel — Festus nannte ihn Schwärmer! — gegönnet war, in Rom selbst, ungeachtet des ihn bewachenden Soldaten, gegen die Staatsreligion „das Reich Gottes zu predigen und von dem Herrn Jesu Christo zu lehren, mit aller Zuversicht und ungehindert?“ (Apostelgeschichte letz. Vers.) Macht euch, Mitälteste der erhabenen Petrus und Paulus und Mitjünger ihrer apostolischen Jünger! das ansehen zu müssen nicht traurig? es, o aus welchen niedrigen Gründen! zu erdulden nicht schamroth? dazu vielleicht selbst mitzuhelfen nicht abscheuerth in den eigenen Augen? —

Verschwörungen spinnen und Empörungen wecken, um den herrschenden Zustand zu ändern, ist kein erlaubtes und daher kein gesegnetes Mittel zum Bessern. Umstürzung der Sessel thut es nicht. Man richtet sie wieder auf und stellt sie nur anders; da drücken sie gleich schwer, wo sie drücken. Umstürzung der etwa irrigen, misstrauischen, ungroßmüthigen Ansichten, Besorgnisse, Pläne der Sitzenden, das, je sanfter desto besser, bewirkt, wäre für beide Theile nicht weniger segensbringend als rühmlich. Sie sind Menschen, Christen, Stellvertreter des Volkes. Man darf also und soll dringende Vorstellungen und Bitten machen — für sie an den Herrn, Der ihre Herzen in seiner Hand hält; an sie selbst, denen die Ehrerweisung der Freimüthigkeit und Wahrheit gebührt; über sie an das Volk, das souverän, mit dessen religiösem Wohl oder Wehe jene sogenannte Souverä-

nität sich entweder zu der edelsten Freiheit und Selbstherrschafft ruhmwürdig erhebt, oder aber in die elendeste aller Sklavereien schmachlich hinabsinkt. —

Vorstellungen und Bitten — wofür? Daß ein friedliches und freundliches Verhältniß zwischen Kirche und Staat bewahrt oder hergestellt, das göttlich gegebene Ansehen der obersten Träger und Diener beider verschwisterten Gesellschaften anerkannt, gewährleistet, geehrt und benutzt werde, gegenseitig und zu beiderseitigem Heile. Daß, um hier nur Eines zu nennen, die bekannten Gewalt- und Haderartikel, welche bisher auch dem Staate nicht namhaften Gewinn, wohl aber namhaften Schaden brachten, mit ihrem ganzen Schleppe, aufgehoben, entfernt und vergessen werden. Und so weiters.

Wenn dann das Alles, so oder so, durch Zusammenstimmen von Oben und Unten, von Geistlich und Weltlich bis zum eidgenössischen Bitt-, Buß- und Dankfeste im Jahre des Heiles 1840 geschehen, oder doch redlich verheißten und gewährleistet dasteht, dann mag es unnötig sein, irgendwoher geschriebene Christengefühle sich in die Hände legen zu lassen. Kennt man in dem österreichisch-gebildeten Frickthal Schillers „Grafen von Habsburg“ nicht, und sein Treffliches:

Nicht gebieten werd' ich dem Säng' er, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größern Herrn Blacht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust;
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Die Katholiken haben ihr „Te Deum Laudamus“ und vorzüglich ihr erhabenes Bitt-, Versöhnungs-, Dankfagungs- und Fürbittopfer, welches den übrigen christlichen Brüdern und Eidgenossen — Gott gebe, auf kurze Zeit! — noch mangelt. Die stereotypen Melodien, welche die noch so sehr entzückten Knaben in der Charwoche aus ihren Holzglocken und Holzraffeln zu locken wissen, sind und bleiben immer hölzerner Melodien, die aber das Gute haben, daß sie für trübe und helle Tage passen! — Wenn wir, Priester oder Laien, freie und lebendige, katholische, christliche, eidgenössische Herzen haben, in deren weitem Raum sich Etwas spannet, das einer edeln Schwingung fähig ist, dann wird sich von selbst aus dem „Innern“ heraus in harmonischem Zusammenklänge, an jenem schönen Feste, der begeisterte Dankesjubel überströmend ergießen: „Du hast, o Herr, meine Bande zerrissen. Dir will ich opfern ein Opfer des Lobes, und will anrufen den Namen des Herrn!“

Auszüge aus den Briefen des amerikanischen Missionärs B. Martin Schmid, S. J. Ein Beitrag zur Beleuchtung des ehemaligen Wirkens der Jesuiten in Paraguay.

Dreizehnter Brief. An seinen Bruder, Kapuziner.
St. Joh. Baptist, den 28. Sept. 1761.

Gelobt und gebenedeit sei Jesus, und seine unbefleckte Mutter und Jungfrau Maria; Nosuboriquio, mocumanu paarcene aemo, poquircumaus apæzo utacu, sagen diese Indianer, — welche unser Leben, Süßigkeit und Hoffnung ist.

Ich habe bisher — Gott sei größter Dank gesagt — allezeit eine gute Gesundheit genossen, und Kräfte gehabt, mein Amt zu verwalten, welches die göttliche Majestät durch meine Obern mir auferlegt hat.

Ich erinnere mich nicht, Ihnen schon geschrieben zu haben, wie ich in dem Dorfe St. Raphael eine neue Kirche erbaut habe. Ich wünschte, Sie könnten selbe sehen. Sie würden sich freuen, und sich darüber verwundern; so wie es auch mit unsern Indianern geschehen ist, welche nach vollendetem Baue sagten, daß sie jetzt mit größter Freude und Begierde in die neue Kirche gehen. Sie ist 80 Ellen lang, 24 breit und 15 hoch. Sie hat zwei Reihen Säulen, acht auf jeder Seite. Diese Säulen sind große, dicke und lange Bäume, und wohl ausgearbeitet. Auch die Wände haben ihre Säulen. Sie sind zwar von ungebrannten Ziegelsteinen gemacht, scheinen aber schön, weil sie mit verschiedenen Farben gut ausgemalt sind. Auch die Kirche ist gemalt, und die Altäre haben schöne Bildnisse, welche wir weit herkommen ließen. Der Boden ist mit Ziegelsteinen gemacht, das Dach mit Ziegeln gedeckt, welche wir gemacht, und für diese Kirche zum ersten Mal gebrannt haben. Bald hernach brannten wir auch Ziegel für unser ganzes Haus. Vorher waren alle Dächer nur mit Gras und Stroh gedeckt. Für diese neue und schöne Kirche habe ich auch eine neue Orgel gemacht.

Diese Kirche war eine Mitursache, daß ich in das Dorf St. Xaver berufen wurde, um auch dort eine ähnliche Kirche zu bauen. Diese habe ich in einigen Dingen noch verbessert, und mit einer größern Orgel versehen, worüber diese Indianer nicht weniger Freude bezeugten. Nach diesem haben die Einwohner des nächsten Dorfes de la conception (von der Empfängniß Mariä), welche ihre unbefleckte Mutter von ganzem Herzen lieben, inständig angehalten und gesagt, daß auch ihr Dorf nicht ohne eine neue und schöne Kirche sein solle, indem die Königin der Engel und Mutter Gottes selbst die Patronin derselben sei. Ich mußte also auch diese dritte Kirche aufrichten, und sie ist eben so schön, als die beiden erstern geworden. Deswegen gehen auch diese In-

dianer, wie die erstgemeldten, mit größter Freude in die neue Kirche.

Nach diesem bin ich in das Dorf St. Joh. Baptist geschickt worden. Hier habe ich die sehr erwünschte Gelegenheit erhalten, ungläubige Indianer aus den Wäldern herauszuziehen. In den verfloffenen Jahren waren diese noch ganz wild, und wollten ihre Wälder nicht verlassen. Jetzt aber habe ich aus diesem Dorfe 300 Männer geschickt, selbe aufzusuchen und einzuladen, daß sie mit ihnen kommen, und wie gläubige Christen leben möchten. Unterdessen haben wir zum gütigsten Gott und seiner liebsten Mutter täglich und inständigst für ihre Bekehrung gebeten, bis sie zurückkamen. Sie sind endlich nach mehr als zwei Monaten gekommen, und haben 103 ungetaufte Seelen mit sich gebracht. Wir alle im ganzen Dorfe sind ihnen entgegen gegangen, haben sie bewillkommt, und mit Trommeln und Pfeifen, mit Waldhörnern, Trompeten, Schallmeien, mit Gesang und Tanz und Springen, mit größten Freuden und Frohlocken bis in die Kirche begleitet, wo wir ein „Herr Gott! Dich loben wir“ anstimmten, und dem gütigsten Gott den höchsten Dank sagten. Ich kann mit Worten nicht erklären, wie groß hierbei meine Freude, mein Trost gewesen. Wenn Sie hier gewesen wären, gewiß hätten auch Sie sich nicht enthalten können, Thränen der Freude zu weinen. Die Männer, ihre Söhne und die kleinen Töchter waren ohne alle Bekleidung, die Weiber und ihre größern Töchter hatten nur den Unterleib bis auf die Knie bedeckt. Ich habe hernach allen sogleich neue Kleider ausgetheilt, einem Indianer ein Hemd oder einen Sack, welcher den Männern auf die Waden, den Weibern auf die Füße reichte. Nach diesem habe ich sie eingeladen, die zubereitete Mahlzeit zu genießen. Sie setzten sich nun auf die Erde (denn diese ist allezeit ihr Tisch) und die Speisen von Fleisch, von aus türkischem Korn gemachtem Brod, Zuniacas, Zucas, Napallos, Quichores, Honig von Zuckerrohr u. a. m. mit gutem Appetit aufgeessen. Endlich habe ich ihnen unterschiedliche Dinge ausgetheilt, an welchen sie Freude hatten, als: Nadeln, rothe Wolle, gläserne Halsbänder, Halszierden, Ablaßpfenninge, mehrere theils von Holz, theils von Wein gemachte Rosenkränze, Messer, Beile, Scheeren, Angel u. dgl., und also sind sie ganz vergnügt in die ihnen zubereiteten Häuser gegangen, wo sie von jenen Indianern, die länger schon im Dorfe wohnten, mit noch mehr andern Gaben sind beschenkt worden.

An dem nächsten Tage sind alle kleinen Knäblein und Mädglein mit der größten Feierlichkeit getauft worden. Die großen Indianer aber alle mußten zuerst in der christlichen Lehre unterrichtet, und erst hernach getauft werden.

Als im Jahre darauf die Regenzeit vorüber war, schickte ich wieder 300 Männer aus. Diese sind auch wieder mit hundert andern Ungläubigen zurückgekommen, welche von

uns (so wie ich von den Erstern meldete) mit der größten Freude, Frohlocken und Feierlichkeit empfangen und traktirt wurden. Es sind noch viele andere in den Wäldern, welche bisher noch nicht kommen wollten, obschon sie auch berufen und eingeladen wurden. Wir haben aber gute Hoffnung, daß der allgütige Gott ihrer bald sich erbarmen, und ihnen die Augen öffnen werde.

Was den Leib betrifft, geht es den Wilden in den Wäldern ganz wohl. Sie leben ohne Einschränkung in aller Freiheit. Sie leiden niemals Hunger; denn sie haben immer viele Fische in den Gewässern, viele Thiere auf der Erde, und Vögel in der Luft, die sie sehr listig und künstlich zu fangen wissen.

Ich habe oben gemeldet, daß ich, ehe ich in das Dorf St. Joh. Baptist gekommen, in dem Dorfe de la conception eine neue Kirche gebaut habe. Diese hatte noch nicht gute Altäre. Deswegen wurde ich vor zwei Jahren dahin berufen. Nun habe ich im vergangenen Jahre den großen Altar, und in dem jetzigen Jahre zwei Seitenaltäre gemacht. Der Choraltar ist schön vergoldet, und so glänzend und zierlich anzusehen, daß er mit Ruhm und Ehre in einer jeden Stadt in Europa würde stehen dürfen. Er ist 10 Ellen breit, 15 hoch, und von Ederholz auf die gleiche Weise gemacht, wie die Altäre in Europa gemacht sind. Die Indianer erstaunen, wenn sie ihren vergoldeten Altar ansehen. Auch Sie, mein Bruder! würden erstaunen und sich verwundern, wie ich solche Sachen zu machen wüßte. Ich bekenne, daß auch ich mich verwundere; aber Gott hilft mir, weil er, wie einst durch den salomonischen Tempel, auch durch diese Kirchen und Altäre von diesen Indianern will gelobt, geehrt und gepriesen werden. Jetzt muß ich in das Dorf St. Michael hingehen, um auch dort vergoldete Altäre zu machen. Nach diesem werde ich in das Dorf St. Ignaz reisen, wenn mir Gott das Leben frißet, welches ich zu seinem Lobe, zu seiner größern Ehre anzuwenden mich befehle, nicht nur dadurch, daß ich Altäre mache, sondern auch daß ich (wie meine Mitmissionäre) mit allen geistlichen Diensten den Indianern beistehe, und sie ohne Unterlaß zu allem Guten ermahne.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schulverbesserungen nach Hrn. Lehrer Dula.

Die erledigte Professur an dem Lyceum in Luzern hat einen kleinen Kampf hervorgerufen. Eine Petition für Trogler veranlaßte eine Broschüre, die diesen Mann moralisch zernichten wollte; diese wieder eine zweite, deren Verfasser die Absicht hatte, der Regierung zu zeigen: wenn ihr einen wissenschaftlichen und religiösen Professor wollt, so habt ihr einen an Dr. Schwarz. Auf die erste Broschüre antwortete Trogler in einer eigenen Schrift. Inzwischen lenkte sich

die Aufmerksamkeit auf den Hrn. Sekundarlehrer Dula, einen jungen Mann, der nur in einem sehr engen Kreise bekannt wäre, hätte nicht die „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ dem Publikum den dankenswerthen Dienst erwiesen, eine Rede, die derselbe bei diesem Vereine gehalten hat, dem Druck zu übergeben. Sie ist betitelt: „Versuch einer Geschichte des Volksschulwesens als Beitrag zur Kulturgeschichte unseres Volkes,“ worin der junge Mann sein Herz zu unserer Beobachtung ohne Rückhalt aufschliesst. Wir wollen es versuchen ihn aus seinen eigenen Worten kenntlich zu machen. Aus der Aufschrift der Rede möchte der Leser einigen Aufschluss über die Kultur des Volkes durch die Schulen erwarten; allein von dem allem ist da nichts zu finden, dagegen aber die oft wiederkehrenden Behauptungen: die kath. Geistlichen und Aristokraten haben nichts für die Schulen gethan, wollten das Volk nur in der Dummheit erhalten, die Patrioten dagegen erhoben das Schulwesen. Dagegen muß Hr. Dula selbst gestehen, daß die ältesten Schulen im Lande die der geistlichen Stifte zu Luzern und Münster waren, darauf die der Jesuiten und Franziskaner, die der „schlecht befründeten Kapläne“ in den Municipalorten, das Lehrerseminar im Kloster St. Urban, dann unter Kaplan Meier in Ruswil, die Töchter Schule der Ursulinerinnen in Luzern, die Töchter Schule, die Hr. Dekan Sigrist gestiftet und noch vieles andere sagt gerade im Gegentheil, daß die ersten Anfänge von den Geistlichen ausgegangen, daß sie solches gethan, ohne den Staat und die Gemeinden mit Steuern zu belästigen. Ein solcher Widerspruch mit sich selbst zieret einen Aspiranten auf die Professur der Geschichte nicht gut.

Erst mit der französischen Revolution sieht Dula ein Licht in der Schule aufgehen; und worin bestand die Verbesserung? Darin, daß ein wohlbezahlter „hochverdienter“ protestantischer „Minister der Wissenschaften“ für die ganze Schweiz, und ein Erziehungsrath für jeden Kanton insbesondere aufgestellt, und mit geziemender Feierlichkeit eingesetzt wurde (wie jetzt die Professoren, die dann mit weniger Gepränge und Ehre wieder abtreten); unter diesem dann die Schulinspektoren und Kommissäre, die Aufstellung des Gesetzes, daß die Gemeinden für die Schulen steuern und die Schullehrer zahlen müssen, dann neue Gesetze im J. 1804 und 1806, die Gehaltserhöhung der Schullehrer, Gratifikationen, dann wieder Gesetze und die schwere Besteuerung der Stifte und Klöster für die Schulen. Den Höhepunkt aber erhielt es erst durch Eduard Wyssers Gesetz, „auf das der Selige, und zwar mit Recht, stolz war,“ das aber schon nach acht Jahren wieder neu revidirt werden mußte. Das ist also die eine Seite der Schulverbesserung, bestehend in Gesetzen und Bezahlung. Was die andere Seite — den Geist der

Schule betrifft, ist Hr. Dula mit den Jesuiten und den geistlichen Schulen überhaupt sehr unzufrieden, bedauert, daß die Ideen des Selbstmörders Rousseau und seiner Consorten Basedow und Campe nicht Eingang gefunden, er erhebt den Pestalozzi, der die Religion von der Bildung ganz ausschloß, und weder mit sich noch mit der Welt jemals einig werden konnte, bei einer Menge Regierungen und Fürsten Unterstützung fand, und doch bettelarm und unglücklich endete, dessen Methode unbrauchbar war; Dula preiset Zschokke's und Gleichgesinnter Bücher und die „Verdienste des Schweizerboten“, die preiswürdige Vollendung der Schulverbesserung findet er in der Anstellung seines Bruders Rietchi als permanenten Direktor des Lehrerseminars und in der Reorganisation der Stadtschulen durch — Scherr von Zürich! einen Scherr, welchen das protestantische Zürich von sich auswirft und mit dem Brandmal eines Ungläubigen fortjagt, seine Bücher wie eine Pest vernichtet und seine anhänglichsten Jünger verabscheut. —

Also nach Dula sind die Schulen des Kantons Luzern besonders durch Eduard Wysser, dessen Hauptwerk die Badenerconferenz ist, verbessert worden im Sinne eines Rousseau, Pestalozzi, Zschokke und Scherr!! Dieses Geständniß eines Sekundarlehrers, eines Aspiranten auf die Professur der Geschichte, des Bruders des jetzigen Seminardirektors und Oberlehrers ist ein freies Geständniß, das wohl bemerkt zu werden verdient und das über die Schulen des hiesigen Kantons mehr bekennet, als wir zu sagen uns erlauben dürfen. Wenn die Leute blind wären, so müßten ihnen solche Geständnisse die Augen aufreißen! Oder meinen denn die Herren, sobald sie etwas nur mit dem Wort „Verbesserung“ bezeichnen, werde man schon gar nicht mehr näher zusehen, was die Sache zu bedeuten habe?

Hr. Dula legt in seiner Rede auch den Beweis ab, daß er auf die Kraftausdrücke, die einer Partei genehm sind, sich wohl verstehe, und auch da etwas zu sagen wisse, wo nichts zu sagen ist. So sagt er: „Nachdem die Titanenkraft des Wittenberger-Mönchs (Luther) den alten Kirchenhimmel gestürmt und den Papst daraus verjagt, gieng das Licht der Geistesfreiheit über Deutschland auf!“ Die Jesuiten nennt er „die schwarze Legion der Jünger Loyala's“, „die Schwarzkünstler.“ „In Luzern hatte sich schon früher unter den dunkeln Fittichen der Nuntiatur (muß diese sogar in einer Schulrede paradiren!) eine Partei gebildet, welche darauf hinarbeitete, den alten Schuljesuitismus wieder einzuführen. Die Männer, die dieser Partei angehörten, waren meistens Geistliche, theils alte Ultramontaner, theils junge Mystiker aus der letzten Zeit der Landshuterschule.“ (Die letzte Zeit der Landshuterschule war im J. 1826, und doch sollten schon 1814 die jungen Mystiker aus der letzten Zeit dieser Schule ihr Unwesen getrieben

haben? Unser Geschichtsmann versteht sich also auch auf Anachronismen!) „Die Aristokraten traten in den Bund mit den Papisten (Papisten nennen die Protestanten gerne alle Katholiken; ob es Hr. Dula auch so meint, wissen wir nicht), und ihren gemeinsamen Bemühungen gelang es, am Gymnasium und Lyceum das ersterwachte freie wissenschaftliche Leben zu ertödteten, den geist- und kraftvollen Trogler zu verdrängen (wer verdrängt ihn jetzt?) und den ganzen Bildungsgang jener Anstalten in die engen Pechstiefel des Obscurantismus einzuschnüren. Damit waren die Jesuiten nicht zufrieden; auch die Volksschule suchten sie wieder unter Kreuz und Fahne zu bringen u.“ Das hier Angeführte könnte leicht noch durch andere gleiche Stellen vermehrt werden, um den Hrn. Dula dem Publikum kenntlich zu machen. (Schluß folgt.)

Kirchliche Nachrichten.

Basel. Ob Hr. F. A. Fischer dies Jahr noch Professor sein werde, ist noch nicht ganz entschieden. Die Regierung scheint mit seiner Dienstleistung zufrieden zu sein und ihn mit einer Entschädigung entlassen zu wollen. Der Hochw. Bischof wird es nun mit ihm allein zu thun haben. Die Entscheidung darf nicht lange auf sich warten lassen, da das Schuljahr schon begonnen hat.

Solothurn. Auf das marktschreierische Programm der „reorganisirten höhern Lehranstalt“ von Solothurn, das in nicht weniger als 5000 Exemplaren verbreitet wurde, hat ein Duzend Studenten sich nach der Schilwache a. Jura am 16. d. bei der Eröffnung der Schulen eingefunden. — Die Bernerregierung soll sich jetzt zur Wahl eines Domherrn, durch die Umstände genöthigt, endlich verstehen wollen.

Preußen. Nach den Maßregeln zu schließen, welche die Polizei seit Kurzem genommen hat, sollte man denken, sie habe den Schritt des Hrn. Erzbischofs v. Dunin gemuthmaßt. War sie auch immer um die Person, die Umgebung und die Besuche desselben wachsam, so ist sie doch darin jüngst noch weiter gegangen. So wurde kürzlich ein Geistlicher aus Posen, der seinen Erzbischof in Berlin besucht hatte und mit dem Eilwagen heimkehrte, von Seite der Polizei in Empfang genommen und bis aufs Hemde untersucht, jedoch nichts Verhängliches bei ihm gefunden, von Hrn. von Dunin Herrührendes, nur ein harmloser Brief nebst Kästchen für dessen Schwester. Daß sich der Erzbischof den Anordnungen nicht in allen, auch kirchlichen Dingen, unbedingt fügen will, wird von Vielen in Berlin hart gerügt, namentlich auch seine jetzt gegen den ausdrücklichen Befehl der obersten Staatsbehörde erfolgte Abreise; wenn man aber sagen hört, daß er dadurch sein Ehrenwort, Berlin ohne höhere Genehmigung nicht verlassen zu wollen, ge-

brochen habe, so ist das völlig unwahr, indem Hr. v. Dunin niemals ein derartiges Versprechen geleistet, und alle nur leise dahin deutenden Insinuationen abgewiesen hat. Wie beklagenswerth die Entzweiung zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt auch sein mag, so muß doch der Wahrheit ihr Recht bleiben, und es ist nur ziemlich, den bedrängten und verfolgten Theil ungezügelter Verläumdung nicht ganz preiszugeben. Es läßt sich nicht verkennen, daß aus der hiesigen Lage des Erzbischofs der Kirche Nachtheil erwachsen, ja daß die Nachrichten, die man darüber zu verbreiten suchte, den Katholiken des Großherzogthums Posen Aergerniß geben mußten. Während die sämtliche Pfarregeistlichkeit der Erzdiözese Posen und Gnesen „als Augenzeugen (wie es am Anfang ihrer Bittschrift heißt) der heißen Thränen, welche das kath. Volk in den Gotteshäusern unter den Gebeten um baldige Rückkehr des Oberhirten vergießt, außer Stand gesetzt, diese Thränen länger anzublicken und die Trauer zu ertragen, die auch ihre Herzen in der Verwaisung der sämtlichen darniederliegenden Kirchen-, Schul- und Gewissensangelegenheiten, so wie auch im Aufhalten der ganzen geistlichen Amtswirksamkeit zerreißt“ — um Entlassung des Erzbischofs v. Dunin den König bittet — während das Volk in den Kirchen auf den Knien vor dem Allerheiligsten betet: „daß du uns, großer Gott, unsern Oberhirten Martinus zurückführen wollest, wir stehen dich, o Herr“ — verfolgte die preussische Regierung den Erzbischof auf die allerempfindlichste Weise, indem sie nach Posen schrieb, mündlich und schriftlich geschäftig ausbreiten ließ: der Erzbischof fühle sich in Berlin bei seiner Competenz (guten Bezahlung) ganz comfortable, er suche Gesellschaften und Amusements, das katholische Interesse liege ihm nicht so sehr am Herzen; dazu noch das lockende Anerbieten des Ministeriums, er könne ein beliebiges Bad oder jeden Aufenthaltsort außer Posen beziehen. In dieser Lage zeigte sich der Erzbischof größer als irgend jemals vorher. Hätte er das Anerbieten ganz arglos angenommen, es wäre um seine moralische Existenz beim Publikum geschehen gewesen; hätte er nach Posen nur geschrieben oder schreiben lassen, die Verläumdungen gegen ihn seien grundlos, sein Aufenthalt in Berlin sei ein gezwungener, man hätte durch tausend Organe das Gegentheil verbreiten und betheuren lassen, bis es endlich Glauben gefunden hätte. In dieser Bedrängniß that der Erzbischof den wichtigen Schritt, dessen schlimme Folgen für seine Person ihm keinen Augenblick zweifelhaft sein konnten. Um die Verläumdungen niederzuschlagen, die Schlingen, welche die Regierung ihm gelegt, auf einmal zu zerreißen, geht er selbst nach Posen, will lieber als Gefangener auf der Festung sitzen, als diese schleichende Verfolgung in Berlin erdulden, lieber leiden, als den Katholiken auch unverschuldetes Aergerniß geben, lieber,

als ihren religiösen Sinn von Grund aus erschüttern zu lassen. Das Vertrauen auch in den heiligsten Dingen ist leichter zu zerstören als das zerstörte wieder herzustellen. Daraus, wie noch aus manchem Andern sind die Beweggründe wohl zu erkennen, die den Erzbischof zu dem nicht unüberlegten, nicht übereilten Schritte geführt, ja genöthigt haben. Hr. v. Dunin hat eine noch gefährlichere Versuchung bestanden als selbst der Erzbischof von Köln, aber im entscheidenden Augenblick eine heroische Tugend bewiesen und die schlechten Künste seiner Feinde durch einen einzigen mutvollen Schritt zu nichte gemacht, ihre langen Anstrengungen plötzlich mehr als nur vereitelt. Auffallend hat Gott ihm dabei geholfen und ihn den Spähern entkommen lassen, so daß sich diese darob ingrimmig in die Zähne beißen. Gefangen war der Erzbischof nicht, weil man eben die Form der Gefangenschaft fürchtete; und der Prälat, der dies klar durchschauen mußte, hatte sich nicht an die geheimen Pläne, sondern an die offene Form zu halten. Seine Pflicht rief ihn nach Posen auf seinen erzbischöflichen Sitz und von der Erfüllung dieser Pflicht konnte ihn nur Gewalt abhalten. Dies erkannte der Erzbischof deutlich, indem er dem Polizeidirektor Minutoli auf die Anfrage, was ihn zur Abreise nach Posen berechtigt habe, antwortete: „Seine Berechtigung liege in seiner Amtspflicht; hier sei der Ort, wo er diese zu üben habe, schon zu lange davon entfernt, werde er dieselbe von jetzt an wieder übernehmen und sich durch nichts darin hindern lassen als durch offene Gewalt.“ Da ihn aber keine Gewalt offen hinderte, sondern das Resultat derselben nur durch künstliche Mittel mit größter Politesse zu erreichen gesucht wurde, so war er vollkommen berechtigt, von dieser Art des Verfahrens den Gebrauch zu machen, welchen er in der That davon gemacht hat. Wie ganz anders verhält es sich aber mit den Schritten, welche darauf in Posen gegen ihn vollführt worden sind, und welche nun mit einem Mal vor der Welt klar machen, was so mühsam zu verschleiern gesucht worden war. Wir wollen noch nicht darauf eingehen, welches mächtige Gewicht die Gegner der katholischen Kirche dadurch, eben wie durch die That des 20. Nov. 1837, obwohl wider ihren Willen, in die Schale derselben Kirche geworfen haben; es handelt sich hier vorläufig nur um das Recht des geübten Verfahrens. Was aber gab die Veranlassung, daß Hr. v. Dunin bei Nachtzeit in seinem Palast umringt, gefangen genommen und gewaltsam auf eine Festung gebracht worden? Die Antwort ist ganz einfach: weil er als katholischer Bischof sich zu der, ihm von Gott anvertrauten, Herde begeben und die Pflichten seines geistlichen Amtes hat erfüllen wollen. Es braucht nicht auf den besondern Anstrich hingewiesen zu werden, welchen die Sache durch die näheren Umstände und namentlich auch dadurch

erhält, daß ein General und ein Polizeidirektor auf eigene Hand und ohne bereits an sie gelangten höhern Befehl dies Unternehmen ausgeführt haben, aber es genügt schon der Akt selbst, daß man einen ehrwürdigen Erzbischof, der sich in keiner weltlichen Sache verfehlt hat, der obendrein in Berlin kein Gefangener war, dessen dortige „Freiheit“ sogar in allen öffentlichen Blättern der Gegenpartei gerühmt worden ist, plötzlich seiner Freiheit gewaltsam beraubt und ihn auf eine Festung bringt. Man wird hier wahrscheinlich wieder den bekannten Urtheilsspruch des „Gerichts“ anführen wollen, aber der Gehalt solches Citats wiegt zu leicht, als daß er irgend Gewicht haben könnte, um so mehr, da die ganze gerichtliche Prozedur in allem Wesentlichen völlig denselben Charakter trägt, wie das neueste Verfahren selbst. Daß der Hr. Erzbischof eine protestantische Reformation der katholischen Kirche durch weltliche Macht zulassen müsse und daß seine Verweigerung einer solchen Zulassung oder gar seiner direkten Sanction ein Staatsverbrechen sei, ja daß ein katholischer Bischof durch Befolgung der Lehren und Grundsätze der katholischen Kirche ein Staatsverbrechen begehe, — dies zu erweisen reicht die Macht weltlicher Gewalt nicht aus, auch wenn sie sich zur Beweisführung der Form eines ihrer Gerichte bedient. Der göttliche Stifter unserer Kirche hat gelehrt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, aber er hat auch geboten, Gott zu geben, was Gottes ist und Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Seine Lehre ist durch 18 Jahrhunderte die unsere geblieben, und darum müssen seine Getreuen auch stets darauf gefaßt sein, um ihrentwillen nach seinem Beispiel zu leiden; aber abtrünnig werden sie deshalb nicht werden. Wer darauf rechnet, verrecknet sich; im Gegentheil bewährt auch jetzt sich wieder, daß die wahre Kirche Gottes durch Leiden und Verfolgung zum Siege geht. Alle Versuche, die Kirche der weltlichen Gewalt zu unterwerfen, die göttliche Stiftung wie eine bloße Staatsanstalt zu behandeln und Staatsgesetze dem Heiligthum aufzuzwingen, können und werden nur dazu dienen, die nothwendige Freiheit der Kirche um so schneller herbeizuführen, damit Gott gegeben werden könne, was Gottes ist.

— Berlin, den 7. October. Ich beeile mich, Ihnen die Nachrichten mitzuthellen, welche so eben aus Posen eintreffen. Der Erzbischof traf dort am 4. d. Morgens um 8 Uhr ein, und wurde schon vor der Stadt von der Geistlichkeit und Vielen vom Adel empfangen. Er stieg im Radzyński'schen Hotel ab und hielt von dort einen Triumphzug in seinen eigenen Palast, von welchem aus er sich in die Metropolitankirche begab und lange unter heftigem Weinen am Altare betete. Das Volk war im höchsten Entzücken und umringte bis zur Nacht den Palast. Die Behörden befanden sich in der schwierigsten Lage. Der Oberpräsident Flottwell

war nicht anwesend, der Polizeidirektor v. Minutoli, welcher sich zu dem Erzbischof verfügte und ihn fragte, ob seine Rückkehr mit Zustimmung der Königs erfolgt sei, erhielt von Hrn. v. Dunin die freimüthige Antwort, daß er Berlin verlassen habe, weil seine Gegenwart dort unnütz sei, und wichtige Pflichten ihn in seine Diözese zurückrufen. Er habe dies dem König in einer Schrift angezeigt, welche sich jetzt in den Händen desselben befinden müsse, und hoffe die allerhöchste Genehmigung. Unter diesen Umständen und da alle Vorstellungen fruchtlos waren, faßte der General v. Grollmann im Verein mit Hrn. v. Minutoli den Entschluß, ohne Zeitverlust den Erzbischof aus Posen zu entfernen. — Um Mitternacht wurde der Platz mit Husaren umringt, und die Oeffnung des Hauses gefordert. Da diese nicht erfolgte, mußten die Thüren auch im Innern des Palastes erbrochen werden. Der Erzbischof leistete einen passiven Widerstand, indem er der Aufforderung, in den bereit stehenden Wagen zu steigen, nicht folgte und dahin gewaltsam geführt werden mußte. In Begleitung des Hrn. v. Minutoli und zweier Beamten bewegte sich der Wagen auf einem Umwege nach Berlin und verfehlte so den Oberregierungs Rath Seifert, der eine Stunde später aus Berlin mit dem Befehle eintraf, Hrn. v. Dunin nach Colberg zu führen. — In der Nacht vom Sonntag traf der Erzbischof mit seinen Begleitern auf der letzten Station vor Berlin, in Bogelsdorf ein, wo ein Polizei-Inspektor sie erwartete, der wahrscheinlich in der Voraussicht, daß Hr. Seifert zu spät kommen und seinen Zweck verfehlen könne, dort aufgestellt war, und Hrn. v. Minutoli den Befehl einhändigte, den Erzbischof sofort zurück nach Colberg zu geleiten. — Die äußerste Erschöpfung des greisen Erzbischofs erlaubte jedoch nicht sogleich den Rückweg zu bewerkstelligen. Hrn. v. Dunin ward daher gestattet, in Bogelsdorf die nöthige Ruhe zu halten; heute Morgen um 7 Uhr ist jedoch die Reise nach der Festung angetreten worden, wo der Erzbischof die nächste Zeit wohnen und wahrscheinlich eine strenge Beaufsichtigung erhalten dürfte. Die eingeleitete Untersuchung wird die Theilnahme aufklären, welche mehreren der ersten Familien des polnischen Adels beigemessen wird. Von einer Bestrafung kann jedoch wohl keine Rede sein; da, wie man jetzt gewiß weiß, weder der Erzbischof sein Wort gab, in Berlin zu bleiben, *) noch seine Freunde einem Gefan-

*) Selbst die Gegner müssen jetzt gestehen, daß die Erfindung, Hr. v. Dunin habe sein Wort gebrochen, eben so grundlos sei, als es die gleiche Beschuldigung des Wortbruchs gegen den Erzbischof vor Köln war. Der Kampf mit den Waffen der Lüge bringt einen schlechten Sieg! Auch die Verbindung mit „zwei Parteien“ sollte noch wiederholt werden. Die Leute in Berlin träumen immer von Verschwörungen, selbst Gebildete glauben noch jetzt, Hr. von Dunin sei bestraft worden, weil er sich in

genen zur Flucht behülflich waren, die übrigens vortreflich ausgeführt wurde, da von drei zu drei Meilen Relais der besten Pferde bis Posen bereit standen. — (Fr. Merk.)

— Die Abreise des Erzbischofs von Berlin geschah am 3. d. Morgens 7 Uhr. Ob schon mehrere Personen, wie man zuverlässig weiß, von der Polizei zu seiner Bewachung bestellt und für seine Person zu haften verantwortlich gemacht waren, erfuhr sie die Abreise erst durch das Schreiben an Se. Maj., welches der Erzbischof vor der Abreise seinem Kaplan, einem jungen, talentvollen, der Kirche treu ergebenen Manne in die Feder diktierte, worin er die Beweggründe offen darlegt. Dem Kaplan soll eben deshalb der Prozeß gemacht werden, weil er um die Sache gewußt und keine Anzeige gemacht. Der Kaplan erwiderte dem Polizeiminister Nochow auf diesen Vorwurf: er habe deshalb keine Anzeige machen können, weil er dem Erzbischof bei seinem Amtsantritt als Sekretär den gewöhnlichen Eid geleistet habe, nichts den Erzbischof betreffendes zu verrathen oder auszusagen, er habe somit nach Eid und Gewissen gehandelt. Dem Kaplan wurde vorerst strengstens verboten, Berlin nicht zu verlassen, später aber gestattet, zum Erzbischof nach Kolberg sich zu begeben, wenn er schwören wolle, nicht nur jeden Fluchtversuch des Erzbischofs nicht zu befördern, sondern davon Anzeige zu machen. Der Kaplan erklärte sich bereitwillig, seinem Erzbischof sich anzuschließen, wegen der gemachten Bedingungen hat er sich Bedenkzeit aus und bezieht sich jedenfalls die Genehmigung des Erzbischofs für ein solches Versprechen vor. Die Untersuchungen mit der Dienerschaft im Hotel de Petersbourg führten auf keine Spur, weil von Complot da keine Rede sein kann. Der Erzbischof kam in Posen an, ohne daß jemand etwas geahnt hatte. Vom erzbischöflichen Palast begab er sich in die Domkirche, dort seine Andacht verrichtend. Die Nachricht von seiner Ankunft erweckte allgemeine Freude. Die Operation der Verhaftung geschah unter Militärmacht in der Nacht um 3 Uhr. Der Erzbischof wurde halb angekleidet aus dem Bette genommen und mit Gewalt fortgeführt. Als im Dome zur Frühmesse geläutet wurde, glaubten und sagten die Polizeibeamten schon, die Sturmglocke sei gezogen worden!

Frankreich. Am 8. d. ist der Kardinalerzbischof von Auch, Hr. Isoard, der als Nachfolger des Kardinals Fesch im Erzbisthum Lyon die päpstliche Bestätigungsbulle zu Paris erwartete, 73 Jahre alt gestorben. Der päpstliche Internuntius überbrachte selbst dem König die Trauerbotschaft, der das Leichencereoniell anzuordnen sich vorbehielt.

geheime demagogisch-ultramontane Verbindungen eingelassen, Ungehorsam gegen den König als einen Kaser gepredigt und gefordert habe, daß alle Kinder aus gemischten Ehen sollten gezwungen katholisch werden. In solcher Dunkelheit lebt man für das Allerneueste in Berlin.